

# SPIEGEL DER LIEBE

Mr. 30

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

1903

## Die Furcht vor den Unterirdischen.

Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker.

**S**chau, über Dich, mein' ich, kämen die Unterirdischen auch," sagte Bittl zu Sinl.  
"Ich fürcht' sie nicht! . . . Gestern Abend hab' ich den Verwandten meiner Mutter in Sarntheim unsere Verlobung geschrieben. 's ist Einer darunter, der im ersten Hotel in Bozen zehn Jahr' erster Haussknecht war und mit Baronen, Grafen und mit noch feineren Leuten, daß man kaum glauben kann, es gäb' solche feine, wie ich und Du jetzt oft geredt' hat. Soll ich vor'm Hochleiter-Stoffl etwa jetzt als der größte Bligner dastehen? Alles, was recht ist, lob' ich; aber solche Zürming wie Deine lieb' unsrer Herr sich selbst nicht gefallen, wenn er noch auf der Welt wär'."

"Jesse, immer sieht man die Dornen später als die Rosen! . . . Deine Augen sind immer recht hell: bei auswendigen fehlt freilich nix, aber die inwendigen sind bereits stockblind', hat der Pfarrer zu mir gemeint — und recht hat er gehabt."

"Verglichenen kinden hab' ich auch schon erzählt, ich hätt' bald 'nen Haufen getragener Kleider herzugeben. Wie steh' ich dem da, wenn sie kommen und 's Sach' ansehen wollen?"

"Das geht auch wider die Abred'!"

"Hast Du etwa nicht zum Pfarrer geschwängt? Also haben wir zwei uns wegen dem Reden nichts vorzuwerfen!"

"Weißt, mir iß's selber höllisch leid, daß ich Dich nicht krieg' — o Maria und Josef, hätt' ich doch den Wirthshausapostel und die Spielgurr' nie gesehen! . . . Sinl, ich bitt' Dich, vergessen wir, was ausgemacht worden ißt! Du darfst dann Kübl auch 'nen neuen Anzug von Deinem Stoff machen — schau, dabei verdienst was."

"Der Gedank' wär' ganz recht, aber an die Landsträß' seß' ich mich nicht, hat der Fuchs 'mal gesagt, wie Einer ihm gerathen hat, er sollt' sich Spazien statt 'ner Heime fangen."

"Den alten vom Luks dort künft' ihm obendrein richten."

"Für wortbrüchige Leut' arbeit' ich überhaupt nicht!"

"Weil ich im Guten mit Dir anseinand' kommen möcht', red' ich doch die ganze Zeit über mit Dir! Geh', sag' hurtig: Bittl, gut is 's, unsere Milch giebt halt keine Butter."

"Ein Mensch ist keine Lokomotiv' — jetzt fahren wir zwei noch im Güterzug!"

"Wenn Du's verlangst, zahl' ich Dir 'ne Buß'."

"Bor zwei Tagen hätt' mich's nur ein Wort gefosset, und Du hätt'st mir Gott weiß welche Zug' wegen Deinem Hof gemacht. Aber so was ist mir gar nicht in den Sinn gekommen."

"Das freut mich wieder. Wär' Luks doch mit dem neuundneuzigmalsgescheidten Pfarrer nicht verwandt gewesen! . . . Bist Du mir wirklich so gut, wie Du sagst, thinst mir auch den Gefallen, den ich von Dir verlang'. Dann geb' ich meinem Herzen 'nen großen Stoß; die verfligten Andenken an die zwei Unterirdischen — meinewegen auch die Schrank' dazu — schenk' ich Dir dann."

"Gelt, und dann prahlst überall: Luks und Tons hab' ich erster Kläss' begraben lassen — Remp' aber, mit die Sorg' wegen der Motten los zu werden, nur mit den abgelegten Pelzen von meinen Seligen abgespeist?" höhite Sinl. "Keinen Kreuzer, keinen halben heisch' ich von Dir! Von meiner Seit' ans wirst' nicht frei gegeben: Unter der Angst, unser Herr nähm' Dich wegen dem Wortbruch gegen mich am jüngsten Tage scharf her, sollst' bis an Dein Lebensende' bleiben!"

Dabei blieb er, trotz Bittl's Bitten, die Anschauungen Hochwürdens zu den seinen zu machen.

"Was 'nem Mann eigentlich an mir gefällt, begreif' ich nicht!" rang sie nach Lust. "Gesund bin ich allerdings, aber halt sechsmiddreißig Jahr — Jesse, bereits sechsmiddreißig und acht Wochen! . . . Wär' ich noch in Franzen's Alter, dann —" Sie vollendete nicht, sondern blickte fast mit verzückten Augen zur Decke, als schwebe dort ein Engel mit einer frohen Botschaft für sie. Hätte Hochwürden nicht gesagt, ein Ehebündniß Sinl's und Franzen's würde er allenfalls begreifen? — "Remp, los!" atmete sie auf. "Mähust statt mir vielleicht 's Gafriller-Mädel? Schau, auf die Weis' künft' auch in meine Familie: mich aber würd' unsrer Herr nimmer für ein mainstolles Weib, für eine neumodische Kleepatera anschauen — ja, ja, so hat der Hochwürdige mich genannt."

Er blieb stumm. Haha! Bittl war schlau: die arme Franze gedachte sie ihm aufzuhalsen, weil er sie vorhin angelogen — Feder spielte sich eben, forderten es die Umstände, für besser aus, als er war! — bei seinem Werben um die Planaijer habe deren Vermögen ihm ganz und gar nicht in die Nase gestochen. Den Troß abgerechnet, war die Gafriller nicht übel. Hm hm, wer mit allen schlechten Wassern gewaschenen Lehrhuben Lebensart beigebracht hatte, der meiste gewiß die Schrullen eines eigenartigen Mädchens auch.

Sein Schweigen machte Bittl stirzig. Ueberlegte er, ob der Tausch für ihn annehmbar sei. "Wär' s mir mit der Franze?" wiederholte sie.

Er schüttelte den Kopf: "Die hat durch ihr Herum schwatzen, sie bräch' keinen Kreuzer Mitgift zu, beim ledigen Mannsvölke sich arg' geschadet."

"Nun, wo ich nimmer heirath', weil meine Unterirdischen mir keinen dritten Mann gönnen, behöhnst die Sach' ein anderes Gesicht," belehrte ihn Bittl. "Meine Verwandtschaft hat bisher sich wenig um mich gekümmert. Zahl' ich ihr ihre Lieb' mit gleicher Münz' aus, thu' ich kein Unrecht. Sobald ich 'mal nach der Stadt komm', wird jetzt ein Testament zu Gunsten der Gafriller-Kinder gemacht

... Weißt, Sinl, wenn ein Heiliger einem nicht helfen kann oder mag, probirt man sein Glück nach 'ner Weil' in Gottes Namen bei 'nem anderen. Mich hättest' Du in der Hauptach' wegen der Lieb' gemocht — versch' hast jetzt, ob meine Stieftochter mit dem halben Kürselerhofe nicht 'ne besser als ich auf Dein Gebet hörende Heilige ist."

"Gelt, damit Franze mir die gleichen Sperenzchen wieder hintennach macht?" lachte er bitter. "Für dreißig Kreuzer krieg' ich beim Korbblechter den schönsten Korb — nach dem Spitznamen, Korb Schneider' juckt's mich nicht."

"Den ledigen Unwillen im hohen Grad' hat 's Mädel, sonst fehlt ihm nix."

Für Sinl war all das Gerede nur ein Versuch Bittl's, geschickt von ihm loszukommen. Er sagte ihr diese seine Meinung auf den Kopf zu. Doch sie schwor hoch und heiter, hinter Rändern sich nicht zu verstecken.

"Selbst die herrlichste Verheizung vom größten Heiligen ist für mich jetzt blauer Dunst!" spottete er. "Du heute an geht für mich der Glaube erst beim Geschriebenen an! Und bei Geschriebenen forsch' ich auch erst noch 'ne Weil' danach, wer's geschrieben hat!"

Daraufhin erklärte sie, ohne langes Besinnen werde sie unter jedes Schriftstück über die Angelegenheit zwischen ihm und ihr ihren Namen setzen. War er in Ostiniq nicht der Peter auf allen Suppen? Freilich, nach Allem, was man erzählte, war an ihm ein Advokat verborben! Auf der Stelle durfte er aufschreiben, was sie ihm eben besteuert hatte — an ihrer Unterschrift sollte es nicht fehlen.

Er tat ihr damit sogar einen großen Gefallen: ließen Luks und Tons nämlich dann sich einfallen, Nachs in Bittl's Schlafkammer zu spuken, so konnte die Planaijer die beiden Geister Narren heißen und zu Remp schicken — dort konnten sie schwarz auf weiß sehen, daß Bittl mit dem Schneider etwas Anderes als einen Ehevertrag geschlossen hatte. Haha, alsdann waren die beiden Unterirdischen nicht bereitigt, ihres Weibes Nachtmiehe zu fördern!

"Nun hab' ich das Uzen fett!" knurrte Sinl

anfangs. Weil jedoch Biffl mit heiligem Eide weiter versicherte, das läge ihr fern, that er ihr schließlich den Willen, und zwar nicht in der Absicht, sie zum zweiten Male des Wortbruchs zu überführen, als im Glauben, sie würde das von ihm Aufgesetzte unterzeichnen.

So, da stand auf dem Papier: Victoria Blauauer, verwitwete Gafriller, geborene Hüneler und so weiter verpflichte sich, nach dem Ableben ihrer Stiefkindern ihr ganzes Besitzthum zu hinterlassen, und drücke zugleich den Wunsch aus, Franziska Gafriller möge Simeon Remp ehelichen.

"Mich hab' ich nur neben hint erwähnt, damit man mich nicht etwa für 'nen Erbähnlicher hält." Damit reichte er Biffl das Schriftstück.

Sie las es aufmerksam.

"Die Biß", die ich Dir schreib', falls's Mädel hochheilig ist, hast vergessen — so hat der Handel nur ein Gesicht," meinte sie, ihm das Papier wiedergebend. "Ihre Höh' bringt nicht genannt zu werden, aber der Ordning halber schreib' s dazu."

Nach mancherlei Ausführungen fügte er sich.

Mit fester Hand unterzeichnete sie das Geschriebene, dass sie damit vor Gott mit den Worten auf den Tisch legte: "Hab' s derweil auf. Hoffentlich widelt sich der zweite Handel so ab, wie ich denk". Wenn's geht, red' ich heut' noch mit Franze. Sonntag laß' ich Dir wissen, ob Du am Sonnabendmittag kommen sollst."

Aber nur, sobald ich dem Mädel recht komm. Weißt, jetzt denkt mir ein Gang zum Hünelerhofe hart. Die Lieb' zur Franze muss ich mir nämlich erst einreden — nur um Dir 'nen Gefallen zu thun, werd' ich's ver suchen."

"Ich glaub' s gern. Also, schlaf' gesund."

Gute Nacht, Biffl!

### 3.

Biffl kam es hart an, daheim das Gespräch auf Syl zu bringen; denn obwohl sie anfangs von den ihr von ihm gemachten Schwierigkeiten wenig erwartet gewesen war, hatte doch die Zöbigkeit, mit der er verachtet, sie beim Worte zu halten, ihr später im Geheimen nicht nur Bewunderung abgerungen, sondern auch und noch sie auch in den Glauben gewiegt, sein Herz komme sich gleich dem ihres beim Gedanken, ein schöner Traum sei in Wirklichkeit zerronnen. Schließlich jedoch dachte sie, ein Säumen sei nun mehr zwecklos und der Leidenschaft müsse wohl oder übel von ihr bis auf den letzten Tropfen geleert werden.

"Weißt, wo ich war?" wunderte sie sich eine Weile nach der Heimkehr an Franze.

Diese schwärmte stamm' den Kopf und ließ den Rollstuhlen, den sie trug, nicht aus den Augen.

"Bei Remp," wiederholte Biffl nach einer Pause. Franze meinte gleichgültig: "So, bei dem."

"Kannst' Dir nicht vorstellen, wie sonder es bei ihm aussieht. Nicht mal 'ne Zugherin hält er sich für die große Arbeit . . . Er ist ein selten ordentlicher Mensch . . . schwund ist er auch — Franze, das alle Kleid jetzt zieht immer an."

"Seine Sach' hat beim Vorjahr allerdings ein bißchen ausgelassen, sonst ist's aber noch gut."

"Ich mög' s immer schonen! . . . Ein besseres Kleidung darfst auch unslecken. Und mal zum Schuster willst gehen und Dir neue Schuh' bestellen."

"Sah! Für Neuen schaut doch kein Grins mich Vogelscheisse an."

Vorwürfiges Beben deutet Niemand schon, aber gar so befremden ist auch nicht zu loben."

"Hat mir das hier anders als Ihr angelernt?"

"Weißt, ebenlogat, wie man Herbstgewänder an Fürtzigen in die Schrank hängt und 's Sonntagsgewänder anlegt, ebenso gut mög' man in späteren Jahren diese Absonderung in den Charakter bringen."

"So redet Ihr heut' zum ersten Mal."

"Bist Du das glaubst, hast' mich die ganze Zeit über falsch verstanden. 's Häuptchen von 'nem Lamm angibt einen mehr als 's Herrenkleinen her 'nem Schafe in Deinem Alter; jetzt bist' halt in den Jahren, los. Da an's Feindlichen deuten darfst."

"Haha! 's Verlangen von einem Theil allein ist für die Katz."

"Also beim Remp war ich . . . 's ist hämmerschad', daß er sich noch nicht nach 'ner Braut umgeschaut hat."

"Ich mein', er wird die Ursach' von seinem Leidigsein wohl wissen."

"Ergo dem ist's recht schad."

"Möchtest Ihr ihn vielleicht gar?"

"Biffl's Kopf wurde blutroth. "Ich? Wist natürlich? Ich trauer' um Lutz und Fonsl mein Leidlang — wie sich's halt gehört!" widersprach sie heftig und versank damit in Sinnen.

"Wie kam ihre Stieftochter wohl zu der Frage? Sie schließt mit Franze in einer Kammer — hatte sie vielleicht gestern Nacht gar im Traume von Syl gesprochen?

"Gibst Ach!" begann sie wieder. "Seit über acht Tagen schlaf' ich Nächts recht schlecht. Mir ist oft, als bekäm' ich nicht genug Luft. Ich mein' fast, für zwei ausgewachsene Leut', wie wir, wär' unsere Schlafkammer zu klein. . . Wär' Dir's unlieb, heut' Nacht schon Dein Bett in der Kammer neben der Küch' aufzuschlagen?"

"Mir ist's gleich, wo ich lieg'."

"Dann, bitt', zieh' jaumt Deinem Bett dahin . . . Ja, bei Remp war ich also."

Franze hörte zu spinnen auf und lachte herzlich: "Das habt Ihr mir schon dreimal erzählt. Ich rath, ich wittere was —"

"Das hör' ich nicht ungern," fiel Biffl ihr in's Wort. "Was glaubst denn?"

"Wie er am Montag da war, habt Ihr arg freudlich mit ihm gethan. Ihr —"

"Ich schant' ihn gern? Du Schneegans, Du Du, ja Du stehst ihm in der Tat!"

"Das glaub' wer mag!" sicherte Franze und schob mit dem Fuße das Spinnrad vor ihr etwas bei Seite.

"Hat er Dich nicht, eh' er gegangen, zuckerüß angeknaut?"

"Zuckerüß? Nein . . . freundlich, das geb' ich zu."

"Kum also. Dann wird 's Andere wohl auch so sein, wie ich sag'. Was hast aber Du gethan? Wie 'ne Hammel bei Regenwetter hast Dich angeknaut. Weißt, eh' man 'nen Stein wirft, schaut man zu seinen Unrechten zu treffen. Schau, 'mal mußt Du herauschen. Oder willst etwa Dein Leben lang mir auf den Stockfalten sitzen? . . . Tagans, tagain brunnest, da droben sprich' Dich kein Prediger groß an — meine Liebe, wer allerdings jungen Burschen wie Du dem Remp am Montag kommt, von der denkt's Männervolk: Das Wetterglas darf uns den Bund bloßen!"

"Am Schneider wüst ich nicht viel anzusehen," begann Franze nach einer Pause. "Gigl gagl, der mag mich ja doch nicht!"

"Mitt: Du Narr! Mußt Dich alleweil selbst peinigen? Wart', Dir zünd' ich 's rechte Licht an!" sprang Biffl auf und setzte sich zu ihr. Im Geheimen erstaunte sie, mit welcher Jungenfertigkeit sie ihr weiszumachen verstand, Remp sei nicht ein bischen, sondern bis über die Ohren in die Gafriller verschossen. Weshalb er das Franzen nicht selber gestanden habe? Einfaßliche Frage! Spielte ein Gescheiter vor einem Falberthurm etwa mit Streichhölzern? Ja, ja, Franze's Mundwerk war leider Gottes eine Art Falberthurm, in dessen Nähe Niemand vor Bekleidungen sicher war! Jeder Andere als Syl hätte nach solch unfreundlichem Begegnen wie dem Franzen die Liebste sofort sich aus dem Sturz geschlagen — da sah man eben deutlich, daß seine Liebe zur Gafriller kein Strohfeuer war!

Mühsamlich forschte Franze: "Wie seid aber Ihr hinter seine Meinung über mich gekommen?"

"Das ist ein bißchen schwer zu erzählen," entgegnete Biffl verlegen. "Wie ich Gewand . . . wie ich Gewand vom Lutz — Gott tröst' ihn — ja, wie ich das vorhin zu ihm getragen hab', sind wir halt an' Föhl und Dich zu reden gekommen. Dein Mädel soll' keinen Humor wie 'ne Schneek-

vor'm Zukapseln haben," meint er plötzlich. "Doch ich sofort für Dich Partei nahm, wirst begreifen. Ein liebes Weib gäb' sie freilich nicht. Wer sieht Einem aber gut, daß sie bei der Auftrag' Einem nicht 's Gesicht zerkratzt?" meint er. Wie gerad' er dadrauf kam', frag' ich nun. Mit dem Bescheid hält er hinter'm Berge. Weil ich ihn aber nicht ausslass', betrübt' er mir nach 'ner Weil', er dächt' oft im Geheimen an Dich."

"Da habt Ihr natürlich geschwind gesagt, Ihr brächtet mich lieber heut' als morgen an den Mann, und er soll' nur kommen, und der Handel hätt' seine Richtigkeit?" brauste Franze auf.

Biffl lachte kräftig: "Ab und zu bin ich, wie Jeder hienieden, ein bissel einfältig; doch für nährisch kann' mich keiner mit Recht anschauen — mein liebes Mädel, ist nicht gerade vom jüngsten Gericht geprägt worden, und es passt mir just in meinen Kram, dann kann' ich mich auch politisch aufstellen. Ned' mal mit ihr', hab' ich ihm gerathen, alle Tage steht sie nicht mit dem linken Fuß zuerst auf."

"Was hat er dadrauf gewußt?" fragte Franze hastig.

"'ne lange Weil' hat er nachdentlich dagehockt, wie der heilige Johannes, wie er die göttliche Offenbarung schreibt, auf den Bildern, und ein bissel mit beiden Fäusten auf der Tischplatte getrommelt. Ein Mädel, das dem Hochzeiter nur ein Koffer voll Leibwäsche und Gewand zubringt, hat eigentlich wenig Ursach' zum Stolzsein," brummte er dann. Da kommt natürlich ein gelinder Zorn über mich. Mein lieber Freund, ich mach' fein 'nen Unterschied zwischen Schwiegersohn und Schwiegersohn!" begehr' ich auf. "Für Einige hab' ich selbstverständlich mir ein neunundneunzigundeinhalbes Mal zugesiegeltes Geldsackel. Aber einen wie Dich, Meister, einen arbeitsamen, freundlichen, schmuden und geschickten Menschen, der überhaupt eine selteue Ausnahm' von den heutzutage leider wenig empfehlenswerthen Männern macht, einen Edelstein wie Dich hielt' ich nicht knapp! Sesses! Beküm' den meine Frau, vermach' ich ihr und Föhl mal, was ich hab'."

"Gar so arg hättet Ihr ihn nicht herausstreichen sollen —"

"Ich hab' ihn noch viel zu wenig gelobt: Bisher könnt' man von seinen Tugenden vollschreiben!"

"Das vom Vermachen war natürlich nur Zug?"

"Beileibe nicht! 's ist mein heiliger Ernst . . . So ist 'ne Weil' hin und her geredt' worden. Zuletzt hat Remp gemeint, auch ohn' das Vermächtnis würd' er gern mal bei Dir feinsteln."

"Jetzt habt Ihr Euch verplappert! Hihi, nun sitzt Ihr in der Fall!"

"Was —?"

"So, so, deshalb also soll ich heut' Nacht schon im Kammerl neben der Küch' schlafen? Nicht um 'ne Kuh mit zwei Kälbern mach' ich dem Schneider 's Kammerfenster auf!"

"Heiliges Donnerwetter, laß mich doch erst zu End' erzählen! . . . Aber über die Narrenposse der jungen Burschen wär' er gottlob weg, hat Remp gemeint. Da würd' er halt mal, wenn er Dich auf der Gass' träß', über seine Lieb' zu Dir reden."

"Sesses, Maria! Nein, nein, das nicht! . . . Frau Mutter, ging's nicht zu machen, daß er wegen der Sach' zu uns in's Haus küm'?" Ich bitt' Euch, schick' ihm Botschaft."

"Wegen 'nem Handel, wobei für ihn nichts hereischaunt, mein' ich, könnt' er nicht."

"Mir herauschaut? Wer sagt denn das?"

"Meinem Bornmund wird er wohl recht sein, wenn Ihr mir an ihm anzusehen wüst?" . . . Ich würd' lieber, sagt' ich, Remp denkt' mir wüst . . . Saderot, wie würden die Leut' herumlaufen müssen, wenn's keine Schneider gäb'! . . . Ich verdent's heilige feinem Manne, daß er mit 'nem Weib nicht los 'ne Behrein auf den Hals sich laden mag . . . Wie der Vater — unser Herr verleih' ihm die ewige Glückseligkeit! — und nach ihm der Vandler mit Euch gehaust haben, hab' ich Euch nicht besonders leiden können. Ich bitt' Euch, habt mir die Untrugend nicht für ungut! Schaut, jetzt i. s. Ungefehrte der Fall: jetzt hab' ich Euch zum Freien

gern, weil Ihr mir durch Euer Vermächtnis den Glücksgarnaden einfädeln wollt."

"Also lad' ich morgen früh den Schneider ein, er möcht am Sonntag nach dem Rosenkranz bei uns Kaffee trinken."

"Ich hab' gar nix dawider... Aber dann müssen wir heut noch schauen, gleich morgen die Näherrin in's Haus zu bekommen: in meinem jetzigen Sonntagsgewande fah' ich nämlich für Remp nicht schön genug aus."

"Daran soll's nicht fehlen."

#### 4.

Sonntag Nachmittag saß man auf dem Huiselerhof zu Biert beim Kaffee.

Remp — er hatte zwischen Bittl und Franzie Platz genommen — warf Kölbl zeitweilig böse Blicke zu, denn es ärgerte ihn, daß der Bube, der ihm gegenüber entweder herumstummelte oder, ohne zuvor um Erlaubnis zu fragen, den in der Mitte des Tisches auf großen Schüsseln gehäufsten Kräpfen und Straubchen eifrig zusprach, ihn hinderte, endlich mit Franzie freiweg über den Grund seines Besuches zu reden. Auch Bittl's eintöniges Geschwätz, ihr Herzenswunsch sei, Luks oder Tons wieder lebendig machen zu können, langweilte ihn.

"Gelt, daherin ist's arg heiß?" fragte er bereits zum drittenmal, doch Kölbl schien den Wink, den lästigen Aufpasser nicht länger zu spielen, nicht verstehen zu wollen. Endlich aber entgegnete er trocken: "Sieh halt wie ich den Stock aus."

"Freilich, thu, als wärst Du daheim!" stimmten die Weiber zu. "Steck Dir die Pfeif' an!" — "Nus verschlägt Rauchen nix!" — "Kommod muß man sich's machen, das ist's halbe Leben."

Die Unterhaltung kam nicht recht in Fluss. Ein Weilchen saß Remp stumm und nachdenklich da und verglich verstoßenen Franzens schlanke, jehnige Gestalt mit der vollen ihrer Stiefmutter. Das leicht gewellte schwarze Haar trug die Gafriller nicht wie Bittl gescheitelt, sondern glatt aus der Stirn nach dem Hinterkopf gekämmt, wo es, zur Kopfscheibe geformt, von einem Hornspieß zusammengehalten wurde. Selbst wenn ein Lächeln über ihr frisches, langes Gesicht mit der schnalzrüdigsten Nase glitt, hastete dem Blicke ihrer braunen Augen dennoch etwas Murrisches an, und der verbitterte Zug wich nicht von ihrem kleinen, schmalrippigen Munde.

"In Deinen Jahren hab' ich mich Sonntags immer im Walde herumgetrieben," sprach Sins Kölbl auf's Nene an. "Und hent noch schau' ich Gießkäschchen und Meisern gern zu."

Der Bube rümpfte den Mund: "Der Geschmac ist halt verschieden. Heut bleib' ich daheim. Ich mein' auch, 's wird bald ein Gewitter kommen."

"Da irfst! Schau doch, wie blau der Himmel ist."

"Mir ist 's aber in der Sonn' zu heiß!"

"Da hast noch zwei Kräpfen," kam Bittl Sins zu Hilfe. "Und damit spazierst jetzt ab!"

"Ich mag keine mehr," knurrte Kölbl.

"Schämst Dich nicht vor Remp? Mußt immer 'nen Kopf wie ein Nutzbaumkloß haben?"

"Was mich nicht freut, thu' ich halt nicht."

"Ich bitt' Dich, sei brav. Wenn Du nicht auf der Stell' gehst, kommt Deinem Vater sein Geist hent Nacht über Dich und dreht Dir den Hals um."

"Ha, über den albernen Aberglauben bin ich lang' 'naus!"

"Fesses, der Sakramenter hat schon ein rothes Unterlutter wie ein ausgewachsener Sozialist!"

"Sofort gehörst der Mutter!" schrie nun Franzie und versuchte, den Bruder aus der Stube zu schieben.

Allein er wehrte sich mit Händen und Füßen und schrie: "Ich bin genau soviel wie Du!"

Sins brachte es nicht fertig, als ruhiger Zuhörer sitzen zu bleiben. "Was, ein Grünsack, der noch nichts von der Welt erfahren hat, als daß Küswasser Leibschneiden macht, möcht' bereits seinen Dicshädel ausschälen?" wetterte er, indem er aufschrie und Kölbl beim Genick fasste.

Glaubte er jedoch, den Buben dadurch einzuschüchtern, so irrte er.

Sich losreißen und auf die Wandbank springen, war für Kölbl das Werk einiger Augenblicke. "Schaut den Schneider Medmed an!" spottete er droben, Remp die geballten Hände entgegenstreckend. "Seit wann kommandirst denn Du bei uns? 's wär' gescheiter, Du schämtest Dich, daß Du keinen besonderen Schutzpatron erwischst hast — hihi, am Allerheiligsten mußt Du Dir Deinen Heiligen aus dem großen Heiligen durchheimand' heraus suchen!"

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hochseefischerei in der Nordsee.

Von Emil Fischer.

**H**in den letzten Jahrzehnten hat die Hochseefischerei einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen, zumal in Deutschland, dessen Hochseefischerflotte in stetem Wachsthum begriffen ist. Die steigende Bedeutung der Hochseefischerei, sowohl hinsichtlich der Volksernährung, als auch hinsichtlich des wirtschaftlichen Erwerbs der Küstenbevölkerung, läßt es wohl angebracht erscheinen, derselben größere Aufmerksamkeit zu widmen, ihre Entwicklung zu verfolgen und ihren gegenwärtigen Stand kennen zu lernen.

Einer der wichtigsten Zweige der Hochseefischerei ist die Heringsfischerei. Der Hering ist im vollen Sinne des Wortes ein Volksnahrungsmittel geworden, und der Heringskonsum steigt infolgedessen von Jahr zu Jahr ganz gewaltig. Jahrhunderte lang befand sich die Heringsfischerei vollständig in den Händen der Holländer, die dann im 18. Jahrhundert von ihren englischen Konurrenten überstimmt wurden. Vor etwa 500 Jahren wurden von Engländern aus einige Versuche mit der Heringsfischerei gemacht, jedoch ohne Erfolg. Erst im Jahre 1872 wurden dann die Versuche wieder aufgenommen, indem sich die Endener Heringsfischereigellschaft gründete und sechs holländische Heringsslogger in Dienst stellte. Trotz staatlicher Subvention wollte das Unternehmen zunächst nicht gedeihen, doch haben die Verhältnisse sich im Laufe der Jahre verbessert. Inzwischen haben sich auch in Glückstadt, Bremen und Cuxhaven Heringsfischereien gegründet; im Jahre 1897 ist dann in Geestemünde eine Hering- und Hochseefischerei-Gesellschaft gegründet worden, die den Heringfang mit Dampfern betreibt, von denen im Jahre 1901 schon acht in Betrieb waren.

Gegenwärtig dürfte die Zahl der deutschen Heringsfischereifahrzeuge sich auf etwa 150 belaufen, darunter 15 Heringsdampfer. Inniherin ist der Anteil Deutschlands an der Heringsfischerei noch sehr gering, wenn man bedenkt, daß das kleine Holland allein etwa 700 Heringsslogger auf den Fang ausschickt.

Die Heringsslogger sind zweimastige Fahrzeuge, die einen umfangreichen Netzapparat mitführen, bestehend aus verschiedenartigen Einzelnetzen, die man zusammen als "Netzfleet" bezeichnet. Das Einzelnetz ist etwa 30 Meter lang und 15 Meter tief. Etwa 70 bis 150 dieser Einzelnetze werden aneinander gereiht und so in einer Gesamtlänge von etwa 2 bis 5 Kilometer ausgeleget. Der Heringfang muß Nacht betrieben werden, denn am Tage würden die Heringe dem Netz aus dem Wege gehen, sobald sie dasselbe zu Gesicht bekommen. Die Netze werden deshalb Abends ausgeworfen und während der Nacht schwimmen dann die Heringe gegen das gleich einem Riesenvorhang senkrecht im Wasser schwimmende Netz, gerathen mit dem Kopf in die in entsprechender Weite gehaltenen Maßen und bleiben mit den Kiemendeckeln hinter den Maschenfäden sitzen. Am nächsten Morgen wird das Netz eingeholt, die Fische werden herausgenommen, sofort ausgeweidet, gesalzen und in Fässer verpackt. Ist das Schiff mit konservirter Ware gefüllt, dann wird diese an den Markt gebracht.

Diese Methode wird hauptsächlich von den deutschen und holländischen Heringsfischern angewendet, die verhältnismäßig weite Wege bis zu den Fischgründen zurückzulegen haben. Die englischen Heringsfischer haben es bequemer, weil ihre Fische

gründe in unmittelbarer Nähe der Küste liegen. Sie fahren nur mit kleinen Fahrzeugen aus und schaffen die frisch gefangenen Fische an Land, wo dann die Konservierung erfolgt. Die englische Ware ist aber nicht so hochgeschätzt, wie die deutsche und holländische, weil die sofortige Konservierung die Güte der Ware erhöht.

Die Heringsfischerei ist mit einem großen Risiko verbunden, weil erstens die Ergiebigkeit des Fanges in den einzelnen Jahren sehr große Verschiedenheiten aufweist und zweitens immer mit dem Verlust der kostspieligen Netze gerechnet werden muß, die von durchfahrenden Schiffen zerrissen, bei stürmischem Wetter vertrieben oder bei nicht genügender Konservierung schnell verdorben werden. Es kommt auch vor, daß neidische Heringsfischer die Netze ihrer Konkurrenten absichtlich zerstören, was besonders den Engländern nachgesagt wird. Es kommt auch bisweilen vor, daß ein Schwarm von vielen Millionen Heringen gegen die Netze faust, in den Maschen hängen bleibt und dann die Netze, die dem ungeheuren Druck nicht gewachsen sind, zerreißt, so daß sie mit den gefangenen Fischen in die Tiefe sinken.

Die Neuausrüstung eines Loggers, etwa 70 bis 100 Netze, kostet an die 9000 Mark, während der Bauwerth eines Loggers sich auf 25 000 bis 30 000 Mark beläuft. Die Besatzung besteht in der Regel aus 14 Mann.

Wie schon erwähnt, gewinnt in neuerer Zeit die kapitalistisch organisierte Heringsfischerei mittelst Dampfer beständig an Umfang. Ein Heringsdampfer hat bis zu 21 Mann Besatzung. Die Baukosten betragen 120 000 Mark und darüber, während die Neuausrüstung, 150 Netze von insgesamt 4700 Meter Länge, auf 18 000 Mark zu stehen kommt. Die Netze der Dampfer werden mit dem Dampfsspiel eingeholt, wobei es passiert kann, daß sie sich in die Schraube verwickeln und so den Dampfer manöverunfähig machen, wodurch leicht schwere Unfälle herbeigeführt werden können. Da die Heringsdampfer nur in den Sommermonaten beim Heringfang Verwendung finden können, füllt in dieser kurzen Zeit aber nicht bezahlt machen, so müssen sie im Winter am Frischfischfang mit dem Schleppnetz teilnehmen.

Der Heringfang beginnt im Juni zunächst bei den Shetlandsinseln, schreitet dann im Laufe des Sommers südwärts vor, die englische Küste entlang, über die mitten in der Nordsee liegende Doggerbank hinweg, bis er im November in der Nähe der holländischen Küste endet. Die Ergiebigkeit des Fanges ist, wie schon bemerkt, in den einzelnen Jahren großen Schwankungen unterworfen. So wurden im vorigen Jahre, 1902, insgesamt 2½ Millionen Fässer gefangen, dagegen 1899 kaum mehr als die Hälfte. Das Jahr 1902 war übrigens eines der günstigsten Heringsjahre.

Der Anteil Deutschlands am Ertrag des Heringfangs ist recht gering, stieg allerdings von 4800 Tonnen im Jahre 1872 auf 170 000 Tonnen oder 7 Prozent des Gesamtertrages im Jahre 1901 und 200 000 Tonnen im Jahre 1902. Da die Tonne Seepackung im Durchschnitt 700 Stück Heringe enthält, so fing Deutschland im Jahre 1902 rund 150 000 000 Stück Heringe, das sind etwa 10 Prozent des deutschen Verbrauchs an Salzheringen, die ein Drittel der gesamten Salzheringproduktion beträgt.

Die Einfuhr von Heringen nach Deutschland ist darnach sehr erheblich, sie beträgt 1¼ Milliarden Heringe im Werthe von 35 bis 40 Millionen Mark. Die Erhöhung der Einfuhr würde zweifellos zu einer sehr erheblichen Preisseigerung führen. Darauf arbeiten die einheimischen Heringsfischereien seit Jahren hin, indem sie nach einem wirklichen Heringszoll „zum Schutze der heimischen Heringsfischerei“ verlangen. Sie führen an, daß die deutsche Heringsfischerei, wenn es ihr ermöglicht würde, den ganzen Bedarf Deutschlands an Salzheringen zu decken, allein in diesem Zweige der Hochseefischerei 22 500 Seelen beschäftigen könnte, die einen vorzüglichen Stamm von Rekruten für die ständig wachsende Marine abgeben würden. Der unermüdlichen Agitation ge-

lang es auch, die Regierung zu veranlassen, einen Heringszoll von 3 Mark pro Tonne in den neuen Zolltarif mit aufzunehmen, den die Kommission des Reichstages zwar in der zweiten Lesung stimmte, in der dritten aber wieder herstellte, so daß also der Heringszoll von 3 Mark bestehen bleibt. Damit sind aber die Heringszöllner bei Weitem nicht zufrieden gestellt, sie werden versuchen, die Einführung von Salzheringen nach Sträßen zu erschweren, um die Preise hochtreiben zu können.

Neben der Heringsfischerei kommt noch die Frischfischerei in Betracht, die sich auf den Fang von Seezunge, Steinbutt, Dorsch, Stör, Heilbutt, Rotszunge, Schellfisch, Kabeljau, Scholle usw. erstreckt. Die letzteren drei Arten machen etwa drei Viertel des gesamten Frischfischfangs aus.

Da die Frischfische leicht verderben, ist es notwendig, sie schnell abzufischen. Deshalb war der Frischfischfang früher bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen sehr beschränkt, da die Seestädte fast das alleinige Absatzgebiet bildeten und dort die Preise infolge des großen Angebots immer sehr gedrückt waren. Mit den Fortschritten in der Konservierung, in der Kücherei, und mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, die es ermöglichte, die Frischfische schnell und verhältnismäßig billig in's Inneland zu schaffen, gewann die Frischfischerei rapid an Ausdehnung, zumal als auch der Dampf in den Dienst der Fischerei gestellt wurde.

Die vervollkommenen Verkehrs- und Transportverhältnisse gestatten es heute, daß in Berlin, Leipzig, München usw. frische See fische fast ebenso billig zu haben sind, wie in Hamburg oder Bremen. Außerdem hat man sogar erfolgreiche Versuche gemacht, lebende See fische in eigens konstruierten Gefäßen mit Sauerstoffzuführung zwölf Stunden weit mit der Bahn zu befördern.

Bis zum Jahre 1884 wurde der Frischfischfang nur mit Segelschiffen betrieben, von Helgoland und Forderney aus mit Schaluppen, die in eintägiger Fahrt auf Schellfisch und Kabeljau ausgingen, von Flütemönder und Blomensee aus mit größeren Booten und Booten, die 8 bis 14 Tage in See gingen und auf lebende Schollen, Seezungen, Steinbutt usw. fischten.

Während die Schaluppen mit dem gewöhnlichen Netz an der Langleine dem Fang obliegen, verwenden Boote und Booten die Käne oder das Baumwolleppnetz, ein trichterförmiges Netz, das eben über dem Grunde schlägt und dessen Dehnung durch einen Duerbaum offen gehalten wird, so daß die auf dem Grunde aufgespannten Füße, wenn sie reiteten wollen, in das Netz hineingerathen.

Die Leinenfischerei ist in stetem Rückgang begriffen, dagegen hat seit 1884 die Dampffischerei ein rasches Aufblühen zu verzeichnen. Die Zahl der deutschen Frischdampfer ist auf weit über 150 gestiegen, England besitzt an 1600 Frischdampfern, Frankreich allein 500. Die Dampffischerei erstreckt sich vornehmlich auf den Schellfisch- und Kabeljaufang; sie wählt das ganze Jahr hindurch und wird also auch im Winter ausgeübt, wenn die Segler still liegen.

Die deutschen Frischdampfer sind meist in Altona, Hamburg, Cuxhaven, Bremerhaven und Nordenham beheimatet. Sie machen der Segelfischerei erhebliche Konkurrenz, da sie auch besser ausgerüstet sind und weitestes Boot des alten Baumwolleppnetzes mit einer größeren Dehnung versehen sind und deshalb am ehesten ergiebigere Erfolge erzielen.

Die Fangreihen der Dampfer erstrecken sich bis nach Island hinauf. Der Gesamtfang an Frischfischen pro Jahr dürfte jetzt zwischen 35 bis 40 Millionen Fische je monaten.

Zweithalb drei Gemeinden von der Küste darf die Fischerei mit von den Gewässern des in Frage kommenden Landes ausgeübt werden, über drei Gemeinden von der Küste entfernt, ist sie frei. Fischerei, der in Bezug auf Commercia Land, keinen darüber, daß die Territorialgrenze unverändert wird.

Die deutsche Hochseefischerei bezügt zur Zeit über einschließlich 450 Segelschiffe und, wie schon

erwähnt, 150 Frischdampfer mit einer Gesamtkapazität von etwa 4500 Köpfen.

Dab die Belägung der Frischereifahrzeuge großen Gefahren ausgesetzt ist, zeigen die bedeutenden Verluste der Fischerflotte in jedem Jahre. Hat doch allein die Geestemünder Frischdampferflotte im vergangenen Winter sieben Dampfer mit circa 70 Mann Besatzung verloren.

Die Gefahr ließe sich vermindern, wenn nicht die Profitier der kapitalistischen Fischerei-Alten-Gesellschaften dem entgegenstünde. Nicht selten ist die Sicht der an dem Ertrag der Meere interessirten Kapitäne, die Dampfer zu überlasten, die Ursache der Dampferverluste, indem die überladenen Schiffe bei starkem Sturm kenttern und so mit Mann und Maus untergehen. Hier bleibt der Seemannsschutz gesetzgebend noch ein weites Feld vorbehalten.

## Der Lichtmythus bei den Germanen.

Von Karl Erler.

**A**ls unsere germanischen Vorfahren sich in grauer Urzeit von den übrigen indogermanischen Stämmen trennten, standen sie, wie die vergleichende Sprachforschung nachweist, auf der Stufe eines nomadisirenden Hirtenvolkes. Ihre Herden setzten sich aus den wichtigsten Haustieren: Kind, Schaf, Ziege und Schwein zusammen; Hund und Pferd waren ihnen Begleiter und Zugthier, Zeltwagen im Sommer, Erdgruben im Winter ihre Behausung. Als Waffen führten sie Keule und Speer und vor Allem Pfeil und Bogen, die sie entsprechend dem im Wesentlichen vormetallischen Charakter der Zeit aus Holz, das sie im Feuer härteten, Stein oder Knochen verfertigten. Sie verstanden aus dem Baumstamm einen Nachen zu höhlen, ein Tuch zu weben und einen berauschenden Trank zu bereiten; von Auerbam in irgend welcher Form war bei ihnen nicht die Rede.

Dieger geringen Kultur entsprachen ihre religiösen Vorstellungen, die ja bei jedem Naturvolk in engster Beziehung zu den alltäglichen Beschäftigungen und Bedürfnissen stehen. So denkt sich der indische Mythos die ganze Erde in der Gestalt des wichtigsten Zugthieres der Indogermanen, einer Nahrung spendenden Kuh. „Kühe sind die Flüsse, welche dem Meere zuieien, um in ihren Stall zu kommen; Kühe sind die Wolken, welche der Wind misst und die dann mit ihrem Siegen die Erde tränken; himmlische Kühe sind endlich die Sterne, die von der Sonne geweckt werden und ihren Weg durch die verlorene Milch bezeichnen, wie uns der Name der Milchstraße noch jetzt verräth.“ Auch in der germanischen Sage ist es die Kuh Andumla, die aus dem salzigen Urgestein den ersten Menschen lebt, der sich von ihrer Euter nährt, bis die obersten unter den Göttern, die Asen, Odhin, Wili und Wera aus seinem Leib und Blute Erde, Meer und Himmel bilden. Als höchste Göttermacht aber verehrt die Indogermanen das wärmende und fruchtende Licht des Tages, den „Vater Himmel“, und neben ihm die Devas, unter denen wir uns aller Wahrscheinlichkeit nach die nächtlichen Gestirne zu denken haben. Indem nun diese wohlthätigen Lichtgewalten als Gegengüter der dem Menschen schädlichen Naturmächte ausgesetzt wurden, entstand der Kern eines dem semitischen verwandten Lichtmythus, der die religiösen Vorstellungen aller indogermanischen Stämme beherrschte und in seinen Wendungen als germanische Sonnensage uns in großen Zügen ein Abbild der Schicksale unseres Volkes hinterlassen hat.

Entsprechend dem verschiedenen Charakter ihrer Anwendungsgebiete ist dieser gemeinsame Grundgedanke von den einzelnen Stämmen verschieden fortgebildet worden. Bei den Persern z. B. wird er zum Kampf Ormuzds, des Gottes der fruchtbringenden Sonne, mit Ahri, den sengenden Glutwinden der Wüste; bei den Germanen dagegen, in deren langjährigen und schneereichen Waldniedersetzungen der Frühling mit allmälig dem langeren Winter zu

überwinden vermochte, zum fortwährenden Krieg d. leuchtenden Himmelsgötter mit den Eisriesen, e. Streit, der den Kreislauf der drei von den Germanen gezählten Jahreszeiten: das Erwachen von Sonne und Erde im Frühling, die Zeit des Wachstums und der Sommerhöhe, und das Zurückfallen aller Lebens in den Raum der Wintermacht, wiederholte. Diese schon entwickelte Gestalt der Mythe ist freilich nicht die bei den Germanen ursprüngliche.

Die Sage selbst, wie sie uns die im Jahr 1000 auf Island zusammengestellten Aufzeichnungen aus dem Gebiete der germanischen Götterlehre, Aufzeichnungen, die unter dem Namen der „Edder“ weiteren Kreisen bekannt sind, übermittelten, weist deutlich auf frühere Formen hin. Es sind die Asen zwar die Götter und Herrscher am Himmel, nicht aber auch die Träger der letzten und tiefsten Weisheit. Als solche gelten vielmehr die Riesen, Repräsentanten der elementarsten Naturgewalten, wiewohl spätere Geschlechter gerade in ihnen die grimmigsten Feinde göttlicher und menschlicher Ordnung erblickten. Bei ihnen muß sich Wodan, der höchste der Götter, nicht nur wiederholen. Maths erhole — er leitet sogar mit vielen den Asen von ihnen unmittelbar seine Abkunft her. Die Überirdischen sind dem Germanen eben nicht Schöpfer der Welt und ihrer Elemente, sondern lediglich deren Leiser und Ordner; über ihnen steht die Materie und das ihr innwohnende, ewige und unveränderbare Naturgesetz. Zwischen Riesen und Asen erscheinen die Vanen, eine Göttergruppe, über deren Aufreten und Stellung in der germanischen Mythologie genauerer Aufschluß fehlt. Durch die Zauber der Hexe Gollweig entbrennt zwischen ihnen und den Asen und damit in der Welt überhaupt der Krieg, wobei die Vanen siegreich bis zur Burg der Asen dringen und in folgenschwerem Friedensschluß ihre Anerkennung als göttliche Mächte erzwingen. Der Vater Njord, der Gott des Meeres und der Fruchtbarkeit, muß sogar in den Kreis der Asen aufgenommen werden. Welche Art geschichtlicher Schicksale das vom mythologischen Standpunkt unerklärbare Aufreten der Vanen in der germanischen Götterlehre begleitet hat, läßt sich kaum vermuten. Der Kultus des Njord und seiner Schwester Nerthus war ausschließlich den Küstenbewohnern eigen. Dies und die Erwähnung des Streites zwischen Asen und Vanen, in denen wir gewiß die Erinnerung gewaltiger Volkskämpfe zu erblicken haben, deuten vielleicht auf die Zeit, da die Germanen die Weichsel abwärts zur Ostsee und darüber hinaus nach Skandinavien drängten, wobei sie sich in wechselseitigen und gewiß nicht immer siegreichen Kriegen mit fremden Stämmen und ihrem Kultus mochten auseinander zu setzen haben.

Es liegt nahe, den Grundgedanken der Sonnensage, den Kauf zwischen Licht und Finsternis, zunächst auf den Wechsel von Tag und Nacht zu beziehen und hierin den eigentlichen Kern der Mythe zu erblicken. In der That ist die Sonnensage von den Germanen auch als Tagesmythus gedeutet worden. Als Odhin das Ende der Dinge nahm sieht, bezieht er sich zu seinem Oheim, dem Riesen Mimir, dem als dem Beherrischer der Quellen Alles, auch die Zukunft, bekannt ist; war doch die Verehrung ständiger Gewässer und die Sitte, aus ihrer Strömung zu weissagen, bei allen Germanenstämmen verbreitet und von Alters hergebracht. Vor Mimir auf Odhin's Frage Aufschluß ertheilt, verlangt er ein Auge des Gottes zum Pfande, und dieser gibt es nothgedrungen hin, um zu seinem Zwecke zu gelangen; Mimir aber benutzt seitdem jeden Morgen Odhin's Auge als Trinkgefäß. Odhin erscheint hier als die Personifikation des Weltalls, dessen Lichtein, die Himmelsonne, bei einbrechender Nacht in die Meersküchen versinkt, während im Glanze des auftauchenden Morgentrothes der Meergott mit dem goldenen Sonnenpfeil aus dem unergründlichen Bern seines Elementes zu schöpfen scheint. In die gleiche Reihe mit dieser offenbar den Küstenbewohnern eigenhümlichen Sage gehört die vom Zwerge Alwiz. Dieser kommt, um die ihm von den Asen als Brautversprochene Tochter Donar's, des Gottes der Feld-

Nr. 30

Für den Annoncenstet der „Neue Welt“ ist weder die Gesaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.  
Alleinige Inseraten-Nachnahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gesetzte Nonpareille-Seite über deren Raum Mk. 1,95.

1903



Montoir-Uhren, garantiert  
gutes Werk, gutes, schönes, starkes  
gehäuse, deutscher Reichsstempel,  
eigene Goldränder, Emaille-Ziffer-  
blatt. Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echt  
übernen Röntgen. 10 Rubis Mk. 18.  
Schlechte Waare führe ich nicht.  
Meine sämtlichen Uhren sind wöchentlich  
auf abgesogen und genau reguliert;  
ich gebe daher ewells 2-jährige schrift-  
liche Garantie. Bestand gegen Nach-  
nahme oder Posteinholung. Umtausch  
gestattet über Geld sofort zurück, somit  
Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko.  
Gleich illustrierte Preisliste über alle  
Sorten Uhren, Ketten und Gold-  
waaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und  
Goldwaaren. Engros  
Berlin 415. Neue Königstraße 4.  
Niedrige und wirklich billige Be-  
zugsquelle für Uhrmacher und  
Wiederverkäufer.

Erst versuchen,  
dann urtheilen!  
Pflaumenmus . . . . . 2,70  
Melange-Marmelade . . . . . 3,20  
Honig-Erdbeer-, Apfel-  
und Traubengelée . . . . . 3,20  
Rhein. Apfelskraut . . . . . 3,20  
Zuckerhonig, vorzüglich! . . . . . 4,20  
Der 10 Pf. Eimerfr. u. Nachnahme.  
Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik  
Abshain a. E., Rheinpfalz.

### Aufzug! Vorsicht!

Den getäuscht  
wurde schon Mancher  
durch ein wertz-  
loses Bartwuchs-  
mittel. Wer sich  
an mich wendet,  
erhält richtiges  
Aufschluss, wo-  
durch der Bart  
nächst; ein letzter  
Besuch mit meinem  
Bartwuchsbeförderer  
„Colossala“ zu 4 Mark wird Sie nicht  
gerne haben. Haben Sie dennoch kein Zu-  
trauen, dann überlässt ich Ihnen eine  
kleine Probe gratis, damit Sie sich  
von der Wirkung überzeugen können,  
in diesem Falle bitte mit für Unstzen  
so wie mitzuwenden.  
P. Koch's Laboratorium für Haarpflege,  
Gelsenkirchen Nr. 21.

**PATENT-BUREAU**  
**Carl Scheinberger**  
HAMBURG Gr.Burschstr. 19.  
Telephon Amt. 1. Nr. 549.  
Den Lesern der „Neue Welt“  
Kostenlose Auskünfte!

Briefmarkenpreisliste  
gratis 30000 Preise. Viele Abbildungen.  
Ankauf v. Samml. u. einzel. Marken.  
Philipp Kosack, Berlin C.  
Burgstr. 8, im Königl. Schloss

**Buch über Ehe**  
von Dr. Retau. M. 30 Abh. statt M. 2,50 nur  
M. 1,50. Preisliste über int. Bücher gratis.  
R. Oschmann, Konstanz 102.

Gesundheits-  
**Aepfelwein**  
ohne Spritzausatz, garantiert naturrein,  
in flasche und Flaschenfüllung, Preiss- und  
Verbandbeding. ito. Muster zu Diensten.  
A. W. ter Meer, Aepfelweinfabrik,  
Kleinhenbach a. M.

Man verlange  
illustrierten  
Katalog über  
wichtige  
hygienische u.  
kosmetische  
Neuheiten  
nebst An-  
weisung zur  
rationellen  
Schönheits- und  
Körperpflege unter Einsendung von  
50 Pf. in Marken, welche bei nach-  
folge Bestell. angerechnet werden.  
Cosmetisches Laboratorium  
F. Lechmann & Co., Berlin W. 9.

**M. Wolff's Nähmaschinen,**  
BERLIN O. 62,  
Holzmarktstrasse 60

sind anerkannt die besten. Die hocharmige Familien-Nähmaschine für Damenschneider und Hausarbeiten mit allen Neuerungen der Jetzezeit, sehr elegant, ruhig und leicht gehend, mit Fussbetrieb und Verschlusskasten, versende für  
M. 48 Mark. 30-tägige Probezeit und 5-jährige schriftliche Garantie. Alle Arten Ringschiffchen, Schneider- und Schuhmacher-Maschinen. Nicht gefallene Maschinen nehme ohne weiteres auf meine Kosten zurück. Prospekt und Anerkennungen kostenlos und frei.

Wasch- u. Wringmaschinen, Wäschemangeln.  
Täglich eingehende Nachbestellungen, z. B.:  
Unterz. bestellt hiermit eine hocharmige „B“ Maschine z. Preise von 48 Mk., wie schon früher drei Stück gehabt, mit denen die Empfänger sehr zufrieden sind.

Baumgarten, Lehrer-

Mittelrode b. Völksen a. D., 27. 8. 02.

## Tatsache!

### Die Continental- Fahrrad-Fabrik

lieft auch wieder  
für Saison 1903  
fraglos die

**schönsten Modelle**  
und  
**zuverlässigsten Räder**  
der Welt

zu  
enorm niedrig. Preisen.

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer  
und geben

### Probemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich  
die Empfänger zur Abnahme weiterer  
Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig  
kostenlos unserem vornehmen reich  
illustrierten Katalog nebst Vorzugs-  
preisliste senden. Sie werden finden,  
dass

Preise enorm billig  
und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonvenirendes wird bereitwilligst zurück-  
genommen und der bezahlte Betrag zurückerstattet.

## Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Für 80 Pfennige

bis Mk. 12 pro Meter

solide Herrenstoffe

billigste Arbeitsstoffe, vorgängl. Alltags- u. Sonntagsauszüge,  
Überzieher-, Sport- u. Westenstoffe, hoch schw. u. farb. Samml.  
Saison-Neuheiten u. c. Reichenhafte Musterauswahl postfrei.

Paul Hitzer.



Das Neueste:

**Siemens' Gas-Kocher**

und Herd-Platten.

Prospekte gratis.

Friedr. Siemens, Dresden



**Die Frau**

Dieses für jede Familie  
wichtigste hygienische Buch  
von Frau Anna Hein, fr.  
Oberhebamme a. d. geburts-  
hilflich. Klinik d. Kgl. Charité  
zu Berlin, ist gegen 50 Pf. in  
Briefm. zu beziehen von  
Frau Anna Hein,  
Berlin S. 102.  
Oranienstr. 63.

**Billige Briefmarken**

Preisliste gratis

sendet August Marbes in Bremen.



A. Schuberr, Schelbenberg i. Erzgb.  
Musikinstrumenten-Fabrik  
billiger, direkt. Versand um. Garantie.  
Kunstvolle Reparaturen.  
Kataloge gratis und frei.

**Billigste Bezugsquelle für**

**Cigarren**

■ 100 Stück ■

3 Pf.-Cigarren	2,-	2,20	2,40	Mk.
4 " "	2,60	2,80	3,-	"
5 " "	3,40	3,60	3,80	"
6 " "	4,20	4,50	4,80	"
8 " "	5,40	5,60	5,80	"
10 " "	6,50	7,-	7,50	"

Musterkisten von 100 Stück enthalten

10 verschiedene Sorten von je 10 Stück

nach beliebiger Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Strebel, Cigarrenfabrik.

Dresden - A. Wettinerstr. 13/14.

Der neueste illustrierte Preiscurant wird

Jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Berlangen Sie

Preisliste über

**Eyra-Räder** Modell

1903. Unerreicht in Dual.

Konturrengl. billig.

Volle Gar. Probe-

fendg. bereitwilligst.

Laubremmer, und

Halbremmer von

ab d. 3. d. eleg. Luxusmodell.

Gebührenfrei, Glover,

Barternen usw. fabls. billig! Pneumatic

in voll. Gar. Mantel a. M. 5, pr. a. M. 6,25.

Gummischläuche a. M. 8,25, pr. a. M. 3,50.

verfestigtes

**Nähmaschinen**, Singer-System,

mit Fussbetrieb und Ver-

schlußkästen v. M. 41,50 au-

Ringschiff- und Rundschiff-

Nähmaschinen

Wring-Maschinen

Mangel-Maschinen

Butter-Maschinen

Wäsche-Maschinen

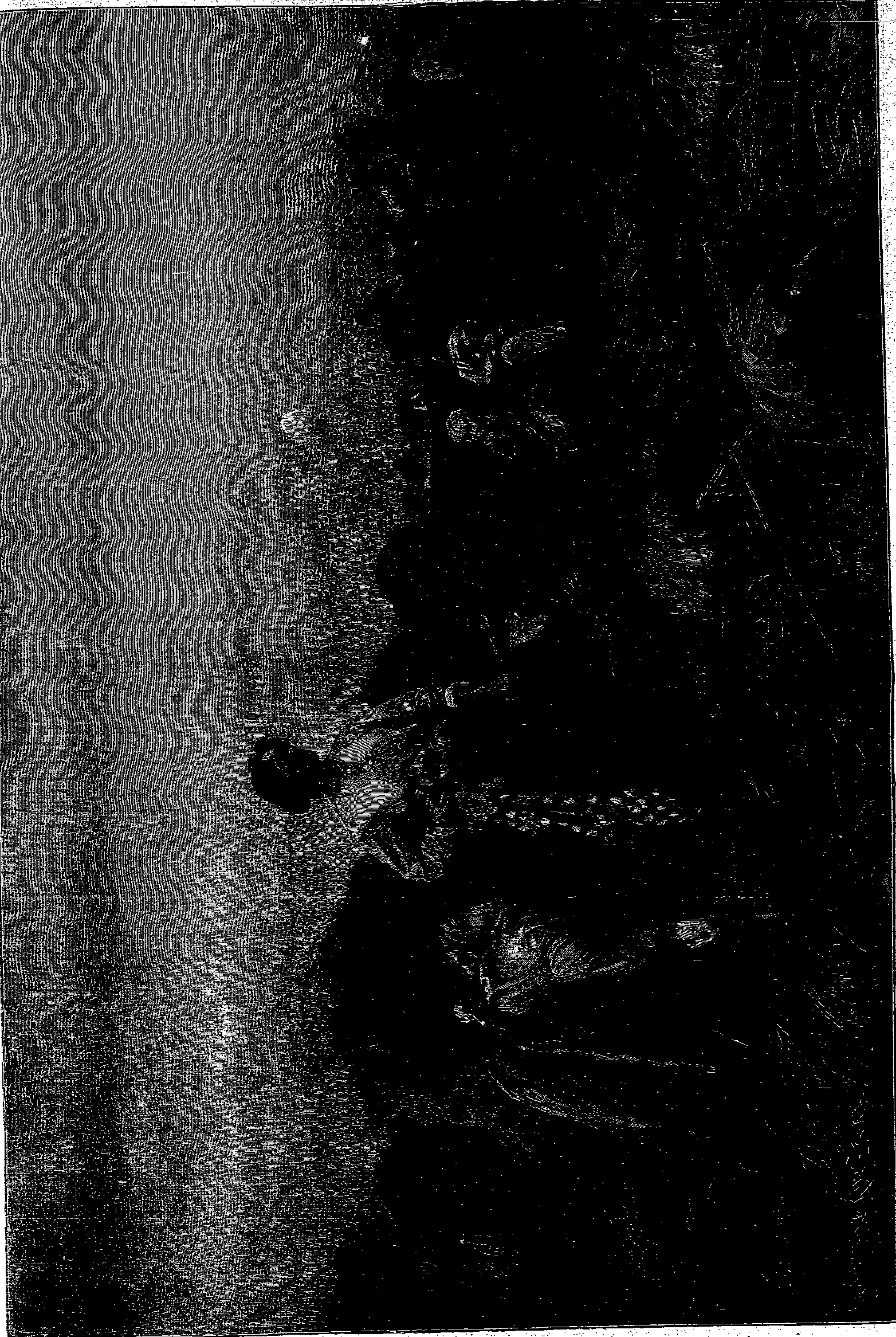
Wasser-Maschinen

Wasser-Gummibänder

Wasser-Schlauch



**Nach vollbrachtem Cagework.** Nach dem Gemälde von E. Henseler.



mark und der Hoffstätte, zu holen, wird von diesem jedoch durch Fragen bis zum ersten Morgenstahl hingehalten, der jeden Zweig zu Stein verwandelt; Berg und Fels, welche die Volksphantasie in den Schatten der Nacht gern in das Gewand des Gejagten verhüllt, verlieren mit dem aufbrechenden Tag alles Schreckbare und Geheimnisvolle.

In dem Eddaliede Völuspá, dem Lied der alten Seherin vom Untergange der Welt und der Götter und dem Anbruch einer neuen Ordnung, heißt es ferner, daß Wodan, der Himmel, in einer Nacht von Ninda, der Erde, den reisigen Sohn gewinne, der als neuer Tag und neue Jahresonne die neue Welt herauftreibt. Ob aber die Lichtsage als Tagesmythus im germanischen Götterglauben je mehr als eine nebenläufige Rolle gespielt, darf wohl ungesichtigt der Thatsache, daß bereits die Indogermanen zu der sprachlichen Zweiteilung des Jahres in Sommer und Winter fortgeschritten waren, bezwifelt werden.

Wie bereits angegedeutet, zerfällt die Sonnenang, entsprechend der germanischen Dreitheilung des Jahres, in die Frühlings-, Sommer- und Wintermythen. Die Frühlingsmythe veranschaulicht den Kampf von Frühling und Winter unter dem Bischof der Brummebung und der schließlichen Vermählung des Sonnengottes Freyr mit Gerda, der jungfräulichen Erde. Sie erzählt, wie der Erste von plötzlicher Liebe zu der schönen Riesen Tochter auf Totunheim ergreift wird, die er von seinem Sichtblicke aus zufällig erblickt und von deren Schönheit alle neuen Welten widerstrahlen und Lust und Wonne erglänzen. Geschüttet mit Freyr's zauberkräftigem Schwert macht sein Diener Skirnir sich auf den Weg, die Maid der Riesen seinem Herrn zu wecken. Den zu ihrer Hut ausgestellten Wächter, die Personifikation des Winters, besiegt er und bringt in die Burg. Aber weder die elf goldenen Klepsel noch jener kostbare Ring, von dem in jeder neuen Nacht acht ebenso edle abträufeln — die ersten gewiß und wahrscheinlich auch der letztere Symbole der Fruchtbarkeit — vermögen das Gemüth der Sunngrotte zu röhren und zur Annahme der Werbung zu bewegen. Erst als Skirnir zum Zauberzauber greift, als er droht, auf ewig zu bannen „Römergemeinschaft und Minne der Blaue“, giebt sie nach. Nach seinem Tagen findet ihre Vermählung mit Freyr statt, und als sie ihm an dem selbstgewählten Ort zum ersten Mal begegnet, singt sie, die ihm nach dem Gesetz des Sohnes Vorherbestimmte, deren Herz sich von der ersten Annäherung nun zur Schmiede gewendet, jüngst ihm entgegen:

„Wie lange Dein habt' ich auf schlem Berge  
Zog zur Zug!  
Aber hat jah's erfüllt, nun hab' ich Dich hier,  
Meinen Herrn in der Hölle.“

Die Sommermythen zeigen den Sieg von Licht und Tag über dunkler Stärke über die elementare Naturkraft. So wenn Donar's Hammer in die Hände des Riesen Thyras gefallen und der Gott im Sonnengelande sich denselben zum Verderben des Riesen wieder holt; oder wenn die Riese einen Riesen, der sich verpflichtet, ihnen während des Winters eine gegen alle Angreife gesetzte Burg zu errichten und dem man dogtzen Sonne, Mond und Freya, die Göttin des Hochschirms, versprödet, kurz vor vollendeten Werk um den bedingungen Sohn preisen und Thor (Donar) im Zorn über den in seiner Weisheit geschlossenen Handel den Beweiser erschlägt. Im Grunde aber erweisen sich die Götter jenen Elementargebilden gegenüber mitleidlos, und selbst Donar, der größte Freund von Menschen und Thieren, vermag trotz unablässiger Schläge nichts gegen sie auszurichten. Seine Hammerwaffe empfand der Riese Thyras, als wären ihm Geflein und Leiblosigkeit ein's Haupt gegeben, und er führt sich nicht mit dem Gott, den er als solchen weiß, eins, ein loko Spiel zu treiben. Er zieht ihm aus seinem Horn zu trinken, dessen obere Ende im Meer liegt, so daß Thor es nur um die kleine Spalte zu fernen vermugt, welche die Höhe jedesmal ausmacht; er läßt ihn auf gegen eine Klippe stürzen, und kann dann der Gott sie mit einem Zuge aus der See heranziehen, so sie in Wahnsinn doch

die Midgardschlange, jenes Ungetüm, das auf dem Grunde des Meeres liegend, alle Lande umspannt und als der furchtbare Feind der Götter am Ende der Zeiten aus den Fluthen steigt; zuletzt stellt der Riese dem Gott ein steingraues Mütterchen, das Alter, entgegen, und mit Leichtigkeit wird er zu Fall gebracht. Denn auch die Aser entgehen dem Alter nicht, auch ihnen ist, wie allen Wesen, wie ein Anfang, so ein Ende in der Zeit gesetzt.

Als Herbst- und Wintermythus kennzeichnet sich die Valdursage. Mit der Sommersonne wende beginnt die Abnahme des Lichts, der bald der Fall des Laubes folgt: Baldur, den strahlenden Gott der Sommersonne, quälten schwere, unheilsdrohende Träume, und Idun, die Göttin der Fruchtbarkeit, ist von der Erde, welche die neu Welten trägt, herabgefunken. Datum begiebt sich Wodan in eigener Person zur weisen Prophetin der Erde, um von ihr zu erfragen, was Baldur vorherbestimmt sei. Hier erfährt er, daß im Todtentreich, bei Hel, schon Alles zur Aufnahme des Lichtgottes bereit stehe. Um diesen nun vor Mißgeschick zu schützen, nimmt Frigga, Wodan's Gemahlin, von allen Wesen und Dingen Erde, Baldur nicht zu schaden. Darauf erlustigen sich die Aser in ihrem Wohnsitz Asgard, indem sie nach Baldur mit Steinen und Speisen werfen, deren keiner ihn ja zu verlezen vermag. Loki aber — er ist die böse Seite der von Wodan nach der guten repräsentierten Himmelsnacht — ürgert dies. In Gestalt eines alten Weibes kommt er zu Frigga und erfährt, wie sie alle Wesen in Pflicht genommen, Baldur nicht zu verlezen, mit Ausnahme der Mistel, die ihr zu jung erschienen. Diese nimmt nun Loki und giebt sie dem blinden Hodur in die Hand, um sie auf Baldur zu schleudern. Der Wurf trifft, und der Lichtgott sinkt tot zur Erde. Auf Bitten der Aser will die Todtentgöttin ihn wieder entlassen, wenn alle Wesen ohne Ausnahme ihn beweinen. Und alle thun dies. Da aber die ausgestandnen Aser bereits froh die Heimsuchung antreten wollen, finden sie in einer Höhle ein Riesenweib, Thöt mit Namen; auf das Geheiß, Baldur aus Hel's Gefangenschaft zu weinen, giebt die Riese die jede Hoffnung vernichtende Antwort, daß Hel behalten möge, was sie hat.

Wie ersichtlich, lehnt entsprechend der germanischen Dreitheilung des Jahres der Ausbau des Mythus sich eng an die Zeiten der Aussaat, der Reife und der Ernte an. Es sind die Sorgen des Feldbestellers, sein beständiger, wechselnder Widerstreit mit den Gewalten des Urwalds, seine Machtlosigkeit gegen die elementaren Naturkräfte, die sich uns namentlich in den Sommermythen enthalten. Auf diesem Zwischengebiet, das die beiden uralten Grundepisoden von dem Schwanken der Sonne und ihrem Niedergang verband, hatte die dichtende Phantasie freieres Spiel, und die germanische Mythe ermatte nicht, von Thor's Kämpfen mit jenen Erdgewalten bald genüßlich, bald in burlesken Scherz, bald fleißig zu erzählen. Als die Germanen in die Geschichte einzutreten, war der Übergang vom Romantentum zum Ackerbau vollzogen, und es hatten sich bereits bestimmte kommunalistische Eigentumsformen im Weide und Ackerland herausgebildet. Caesar weiß in seinen Büchern über die gallischen Kriege zu erzählen, wie alljährlich bei den einzelnen Stämmen der Germanen die Obrigkeiten zusammentrauten, um das Stammes- oder Gangebiet jedesmal an die einzelnen Hundertschaften neu zu vergeben, so daß diese bauernd im Bohnenfeld wechselten. Unter dem Druck der Römerkriege, während der Regierung der Kaiser Augustus und Tiberius und nach Anlage der gewolligen, vom Rhein zur Donau reichenden Fortifikationslinie, die den Germanen zunächst jedes weitere Überqueren der römischen Grenze unmöglich machte, folgte die Entwicklung, zumal bei den Reichsgermanen, in ein rascheres Tempo um. Schon Tacitus etwa 150 Jahre nach Caesar verfaßte Schrift über Germanien zeigt uns innerhalb der einzelnen Stämme und Gauen die Gebiete der Hundertschaften ein für allemal besiedelt, und nur innerhalb dieser letzteren finden noch bei festliegender Hoffstätte die Erschließen in der Gewalt der Ackerbau statt.

Durch die ganze Sage geht ein materialistisch-fatalistischer Zug. Dem Germanen wären, v. bereits bemerkt, seine Götter nicht Schöpfer, sondern lediglich Gestalter und Lenker der Dinge. Die angezogene Schöpfungsmythus setzt unabhängig von ihnen sowohl die formende Urkraft wie die z. formende Materie voraus. Diese sind die alten ewigigen, unveränderlichen Mächte, und dem unveränderbaren Gesetzen von Werden und Vergehen, nach den sie im gleichen Jahreskreislauf unablässig gegenseitig wirken, ist auch ihr höchstes Erzeugnis die Götter selber, unterworfen. Wurt, Schid, nennt die germanische Mythologie jene weisenlose blindwaltende Vorherbestimmung, welche in die Gestalten der drei Schicksalsschwestern, der Nornen, aufzulösen, der späteren nordischen Götterlehre vorbehalten war. Von leitenden sittlichen Ideen ist also ursprünglich im Jahresmythus der Germanen nichts zu merken. Es sind vielmehr die unabänderlichen Erfahrungsthatsachen, wie sie das Wachsthum der Erde und das ökonomische Leben des Feldbestellers beherrschen, die uns im mythologischen Gewand entgegentreten.

Zimmerhin führte gerade die feste Ottokupation des Bodens zu neuen Begriffen von Eigentum und öffentlicher Ordnung, zu den Anfängen einer höheren Sittlichkeit, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn auch die religiösen Auschauungen der Germanen diesem tief eingreifenden Wechsel schließlich gerecht wurden. So tritt eine Verschiebung in der Mythe ein, ähnlich der, wie sie das Auftreten der Aser neben der ursprünglichen Göttergruppe der Riesen begleitet hat. Sittliche Begriffe dringen in die Mythe ein und prägen insbesondere jener gewaltigen Schlüsseepisode vom Untergang der Welt und der Aser ihren besonderen Charakter auf. In diesen letzten Zeiten schwindet alle Ordnung dahin, Hunger, Krieg und Zwietracht wüthen auf Erden,

Brüder beschamen sich, fallen einander, Geschwisterleicht man die Sippe brechen, Unerhörtes ereignet sich, großer Ebbruch, Beilster, Schwertalter, wo Schilde klaffen, Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.

Dann dringen die Riesen aus Totunheim und die Söhne aus der Flammenwelt Muspell's zu den Wohnungen der Götter in Asgard, die Midgardschlange entsteigt dem Meer, Odhin fällt dem furchtbaren Feuriswolf zum Opfer, in gewaltiger Schlacht erliegen die Helden Walhall's mit sammt den Göttern, und in flammendem Brand sinkt die Erde in die See. Nur zwei der Aser entgehen dem Ende. Wenn aber der Aufruhr sich gelegt, steigt die Erde verjüngt aus den Fluthen empor, Baldur kehrt aus Hel's Reich zurück und gemeinsam mit den beiden Asern, die außer ihm dem Untergang entronnen, führt er ein goldenes Zeitalter von ewiger Daner herauf.

Diese Darstellung ist ersichtlich und entsprechend der Quelle, in der sie uns der skandinavische Norden erhalten hat, in christlichem Sinne gefärbt. Doch ist der heidnische Grundbestandtheil voll erkennbar. Mit dem Abnehmen der Sonne beginnt alles Leben der Erde zu schwinden, bis schließlich der volle Tod der Natur eingetreten erscheint. So folgen Baldur im Untergange die Aser, und es liegt ganz im Wesen der Germanen, wenn sie sich den Fall der Jahresgötter nicht ohne gewaltigen und furchtbaren Kampf zu denken vermochten. Baldur's Rückkehr aus Hel's Reich, das Wiedererwachen der Sonne im neuen Jahr schließt den Cyclus. Die Aser aber sind nicht nur Jahresgötter, sie sind zugleich die Repräsentanten der gesamten Ordnung der Dinge in der Zeit überhaupt. Daryum muß Alles, was von ihnen Leben und Wesen hat, auch gleich ihnen und mit ihnen zu Grunde gehen. Die oben ange deutete Mythenverschiebung nun setzt an Stelle dieses naturalistischen Prozesses die sittliche Causalität. Durch Goldgier lassen sich die Götter zum Meineid und zum Bruch des Sippenrechts verleiten. Gleich den Menschen verfallen sie daher der Schild und damit der Rache, dem letzten furchtbaren Kampf am Tage des Unterganges.

(Fortsetzung folgt.)

(Schluß)

Erzählung von Jacob Hildtisch. Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

„Wie schad', wat davon wegtuehme, aber wenn der Bruder g'rad Lust häwt, davon to koste, dann . . .“ \*

Der Sommer geht zu Ende; es ist schon weit in den August hinein. Da reist der „Magister“ an einem schönen Tage ab, als die Kinder sich gerade etwas an ihn gewöhnt haben und sich weniger fürchten, in der Nähe der Hütte zu bleiben. Er meldet spät am Abend, daß er am nächsten Morgen abreisen müsse; er bittet frisch um Kaffee. Schon um die Morgendämmerung steht er reisefertig. Er hat seinen Kaffee hinuntergeschlürft und knabbert noch die letzten Brotreste auf, während er seine Fouragetasche einpackt. Der Koffer und die Forellenfäßchen werden bis zur Landstraße hinuntergetragen, wo sie am Wege aufgestellt werden, dann kommt er noch einmal zur Hütte zurück und sagt Lebewohl. „Abien, Schwester Olea“ — er reicht ihr die Hand — „Gott sei mit Dir und gehab' Dich wohl!“ „Und Du auch!“ Er wendet sich der rothaarigen Kristine zu. Dann dreht er sich in der Stube zweimal herum, um zu sehen, ob er auch nichts vergessen hat. „Abien, Kinder, alle zusammen!“ Dann schlendert er zur Landstraße hin, wo er sich bei seinem Koffer und seinen Forellenfäßchen aufstellt und wartet, bis ein Bauer vorbeigefahren kommt, bei dem er auffüllt und zur Eisenbahn mitfahren kann.

\*

Die Ferienbesuche des „Magisters“ in der Dorfhütte nahmen plötzlich ein Ende. Das geschah in jenem Jahre, in dem das Dorf sich auf das Neumodische geworfen hatte, einen Armenhof zu bauen, anstatt die Armenpfleglinge ringsum auf den Einzelhöfen zu haben. Olea von der Torfmoorhütte war gegen den Frühling hin sehr kränklich und elend geblieben, da fanden die Dorflinge, es wäre für sie das Beste, in's Armenhaus zu kommen, wo sie Ruhe und Pflege haben könnte. Zwei der jüngsten Kinder durfte sie mitnehmen; die rothaarige Kristine nahm ihr Kind mit sich und bekam Arbeit mit Kost und Logis auf einem der Höfe, und die Andern waren groß genug, sich schon selbst auf den Höfen in der arbeitsreichen Zeit nützlich machen zu können. Die Torfmoorhütte stand leer und zugeschlossen.

Eines Tages im Juni kam der Brief vom „Magister“; er wurde in's Armenhaus gesandt, und einige Tage später kam er selbst.

An einem schönen Nachmittage bog er von der Landstraße in den Richtweg ein, der über das Moor führt. Das Jacket trug er über der einen Schulter, und der weiße Panamahut saß ihm hinten im Nacken. Er blieb nicht stehen und sah sich nicht um, bis er vor der Thüre stand. Da wunderte er sich, daß sie abgeschlossen war. Er guckte durch das Fenster und sah, daß die Hütte ganz verlassen aussah.

Der Magister setzte sich auf die Thürschwelle und grüßelte. Da durchfuhr ihn die schreckliche Möglichkeit, daß er diese weite thente Reise vergeblich gemacht hätte. Schon bei dem bloßen Gedanken traten ihm fast die Thränen in die Augen. Er saß lange und sah hin und her. Unten auf der Landstraße sah er eine Bauernfrau daherkommen; er ging auf sie zu und fragte sie, ob sie etwas von Olea von der Torfmoorhütte wüßte.

„So, de Olea is im Ormehus', und de Kinders, die je nich mit häwt, sind in Arbeit rundum uss de Höfe!“

„Wo ist das Armenhaus?“

„Jo, g'rod über Sandjord. Et liegt uf Sandjorder Bode!“ \*

Der „Magister“ saß lange an der Landstraße und grüßelte, dann machte er sich auf den Weg. Er ging rasch, er hatte einen Gedanken gefaßt.

Es war bereits Abend, als er im Hofraume des Armenhauses anlangte. Eines der Mädchen ging hinein und holte die Olea zu ihm hinaus.

„Nee, aber Jeeses, kommt De doch hierher!“ entfuhr es ihr, als sie ihn erblickte.

„Ich habe eine weite und then're Reise gemacht, Schwester Olea; soll ich sie ganz umsonst gemacht haben?“

Sie sahen und schwatzten hin und her, eine ganze Weile. Olea fand das Ganze ebenso schlimm, wie er selbst. Schließlich fragte der „Magister“ fast flüsternd: „Sag mir, Olea, glaubst Du nicht, man könnte dem Vorsteher ein gutes Wort geben, daß ich einige Tage hier bei Dir bleiben könnte? Wenn er hört, daß ich eine so weite und then're Reise gemacht habe, dann hat er vielleicht . . .“

Aber da konnte Olea nicht länger ruhig bleiben. Sie drehte sich nach ihm herum und sah ihn an:

„O pfui, schäme fulltest De Dich, Beder Laueriken, daß De Dich so gemeen und armselig male dächst, im Ormehus Underkunft to suke, eener, der so wohlversorgt is wie Du, und dem et so god geit! So, dat würd' sich schön utnähme, hier einen Ormenhüsler up dem Ormehof to häwe, der mit weeser West' und Schadet 'runging und sine Pipe rochte!“

„Ich habe ja auch schlechtere Kleider, Olea,“ versuchte er einzuhören.

Aber da packte sie die Wuth: „O, Du fulltest Dich schäme, jo, det fulltest Du! Wie härr ic mi geplokt und gequält, nur daß ic nich hierher nützte.“

Der „Magister“ begriff selbst, daß es nicht gut aunging; er fragte ein wenig hin und her nach Olea's Zukunftsplänen, verabschiedete sich dann und ging. Aber auf dem Wege zur Eisenbahnhaltung weinte er so schmerzlich, wie er nicht geweint hatte seit damals, als er vier Spezieshalter verlor, die er dem Lehrer aus dem Nachbardorfe in Westland geliehen hatte; der Lehrer starb nämlich und hinterließ nichts weiter als eine hungernde Witwe und sechs Kinder.

\*

Zwei Sommer hörte Olea nichts vom „Magister“. Sie wohnte nun wieder mit all' den Ihrigen in der Torfmoorhütte, wie früher. Die Dorflinge hatten es aufgegeben, eine Trennung dieser Familie zu versuchen.

An einem schönen Sonnabend kam dann aber wieder ein Brief vom „Magister“:

„Liebe Schwester Olea! Ich möchte gern wissen, ob Du noch im Armenhause bist, wie das letzte Mal, oder ob Du im Sommer in Deiner Torfmoorhütte wohnst?“

„Wat meenst Du, Mutter?“ sagte die rothaarige Kristine, die Olea den Brief vorgelesen hatte. „Beest Du, det wär' wirklich eine Gelegenheit, ihn los to werde!“

„Ah, der Orme!“ sagte Olea. „Det wär' doch e Sünd, et ihm to verwigre; er häwt doch so 'ne Belustigung davon und et ging ihm jo ganz schlecht in de Fohre, da ic im Ormehus wor; freilich wird's e heese Blöderei und de Leute werd'n immer giz'ger, to gäme, nu, da de Kinders heranwachse!“

Die rothaarige Kristine setzte sich hin und frizzelte einen Brief an den „Magister“ zusammen:

„Ik bin nich mehr in's Ormehus, denn ic bin wider in de Torfmoorhütte und de Kinders sind bi mir und weed'n da bliwe. Lehrerbüdigst Nine Schwester Olea.“

\*

Eines Tages, kurze Zeit später, rannten alle Kinder in wilder Flucht zum Waldrande am Norden des Moores, denn der weiße Hut des „Magisters“ tauchte unten auf der Landstraße auf. —

Nach dem Abendessen raucht der „Magister“ ein oder zwei Pfeifen, während er unten auf der Landstraße hin und her wandert und sich die Leute ansieht. Vorübergehende grüßen ihn ehrengemäß; Diejenigen, die ihn nicht kennen, halten ihn für den neuen Chirarzt oder einen anderen „gebildeten Kerl“, der „spazierengehen kann.“ Dann wird es wirklich Abend. Der „Magister“ klettert die Leiter zum Bodenraum hinauf. Unten sitzen Olea und ihre erwachsene Tochter und lauschen hinauf, und sobald das behagliche Schnarchen des „Magisters“ von oben her zu hören ist, geht die rothaarige Kristine zum Waldrande am Norden des Moores und holt die Kinder. Nur widerstreitend folgen sie ihr und noch dicht vor dem Hause sträuben sie sich und leisten Widerstand. Die alte Olea muß hinausgehen und ihre Versicherungen, daß der „Magister“ wirklich schläft, denen der Kristine hinzufügen.

So vergeht Tag um Tag, Woche um Woche. Der „Magister“ wird sonnenverbrannt und frisch. Gleich nach der Sonne ist er am Morgen auf; er wandert draußen auf dem Moore unter freiem Himmel umher; er fühlt sich am Waldsanne. Mit einem aus seinen Knabenjahren erhaltenen Interesse geht er überall unher und späht nach Vogelnestern. Er fühlt sich jung und stark und sorgenlos, wie damals. Er geht wie ein ländlicher Großvater auf dem Moore herum, und wenn man ihn da draußen sieht und die kleine, elende Torfmoorhütte betrachtet, erscheint der einherstolzirende Mann mit dem Panamahut, dem Jacket und der weißen Weste wie ein Majoratsherr, der sich bei seiner Wanderung über all' das, was sein ist, über die äußersten Grenzen seiner Besitzung hinaus zum elendesten Insthouse seines großen Rittergutes verirrt hat.

Nach dem Mittagessen, dem Mittagschlafchen und der Tasse Kaffee mit einem Pfeifchen sieht man ihn bisweilen nordwärts über das Moor mit einer Angelstange und einem kleinen, rothen Fouragebentel hinschlender. Dann ist er bei ausgezeichnet guter Laune und singt. Er will in den Wald und den Forellengang im „Quellensee“ versuchen. Bisweilen ruht er sich ein wenig aus, stopft sich ein Pfeifchen, holt sein Notizbuch und seinen Bleistift hervor und macht einen Überschlag. Es ist jedesmal dasselbe: Auf der einen Seite stehen die Ausgaben für ein Retourbillett mit dem Dampfschiffe von Westland bis hierher, einfache Fahrt mit der Eisenbahn von der Stadt bis zur ersten Station, einige kleine Reiseausgaben, ferner 2 Dere für Streichhölzer seit der Ankunft in der Dorfhütte.

Auf der anderen Seite wird für jede Woche die Summe aufgeführt, die seine Lebensführung ihn kosten würde, wenn er dort im Westen bei sich zu Hause geblieben wäre. Es bereitet ihm große Freude, die Differenz zwischen diesen beiden Seiten festzustellen. Der Ferienbesuch stellt sich so unvergleichlich billiger, und er hat begründete Hoffnung, daß es bei den 2 Dere für Streichhölzer bleiben wird.

Er weiß von manchem Sommer, in dem er in der Dorfhütte nicht einen Dere ausgegeben hat von dem Tage der Ankunft an bis zu dem der Abreise. Der Magister ist ein Meister im Forellengange im Quellensee. Er ist so eifrig dabei, daß er sich dort ganz vergibt und an nichts denkt, bis sein Fouragebentel leer ist und der Magen Eklat meldet.

Er hat immer ganze Haufen Forellen, wenn er zur Dorfhütte kommt und richtet sie in der Hütte selbst an. Er hat eine große Fertigkeit, fast wie eine Köchin, sie schön und schmackhaft zu braten. Einen Theil räuchert er und den Rest salzt er ein. Er sagt: „In Westland giebt es keine Forellen!“ Ein- oder zweimal während des Sommers giebt er der Schwester eine kleine Forelle und fragt, ob sie sie zum Mittag oder Abendbrot bereiten wolle. Sie macht dann viele Einwendungen und sagt:

# Feuilleton.

## Nach vollbrachtem Tagewerk.

(zu unserem Bilder.)

Ein schwüler Julitag verräucht . . .  
Wie hat die Sonne heiß gelobt!  
Nun steht, in Dämmerdünst getaucht,  
Der Mond am Himmel rund und roth.  
  
Im gold'nen Korn die Sense sang,  
Im Bogen flog sie, balmumbraust.  
Und was sie trieb und was sie schwang,  
War eine harte Mannesfaust.  
  
Feldein ging's rüstig Schritt für Schritt.  
Die Sonne stieg und brannte heiß.  
Und Halm um Halm zur Erde glitt,  
Und mancher saure Tropfen Schweiß.  
  
Und was die Sense traf und brach,  
Ward aufgerafft von Frauenhand.  
Der Sichel half der Rechen nach,  
Bis Garbe dicht an Garbe stand.  
  
Nun ist das Tagewerk vollbracht.  
Die Stunden jagten sich im Flug,  
Auf leisen Schülen kam die Nacht . . .  
Und heimwärts geht der Schnitter Zug.  
  
Am Wiesenrand ein Nebelsaum, —  
Ein erster, frischer Lustbauch weht, —  
Das Dorf träumt hinter Busch und Baum,  
Und roth der Mond am Himmel steht. —

**Die erste Zeitung.** Als erste Zeitung, die in regelmäßigen Zwischenräumen erschien, galt immer das Tagblatt, das 1609 in Straßburg von Jan Carolus herausgegeben wurde. Aber der guten Stadt Straßburg wird der Ruhm, die Geburtsstätte der „Siebenen Gründung“ zu sein, von der altdömischen Handelsmetropole Antwerpen streitig gemacht. Hier erschien schon vier Jahre früher — 1605 — ein Blatt: „Nieuwe Tijdingen“ („Neue Nachrichten“). Es wurde gedruckt bei Abraham Verhoeven, im Hause zur goldenen Sonne, der von den Erzherzögen Albert und Isabella das Privilegium für sich erworben hatte, „alle neuen Nachrichten zu drucken“.

Abraham Verhoeven war am 22. Juni 1580 zu Antwerpen geboren. Sein Vater war Seeger und er lernte das gleiche Handwerk, aber bei einem anderen Meister, Anton Spierinc, der zugleich auch Schmiede, Tünder und Bildhändler war. 1604, im Alter von 24 Jahren, heiratete er die Tochter seines Meisters, Susanna Spierinc. Im Jahre darauf, während des Krieges, den die Erzherzöge gegen Holland führen, kam er auf den Gedanken, Nachrichten über den Krieg zu drucken und zu verbreiten. Anfangs gab er kleinliche und französische Zeitungen heraus, manchmal auch zweisprachige Nummern. In einer folgenden Nummer wird die Schlagzeile von Edderen, die am 17. Mai 1605 in nächster Nähe von Antwerpen geliefert wurde, anschaulich geschildert. 1610 wurde das Privilegium erneuert, und von da an erschien das Blatt regelmäßig dreimal in der Woche. Es enthielt acht Seiten im kleinen Quartoformat. Wer gewollt, kann viel Stoff da vor, erhielten die Zeitung, auch jedoch Seiten, nicht selten auch Beilagen. Am 9. Oktober 1620 erschienen sogar vier Ausgaben an einmal. Jede Nummer enthielt einen Holzschnitt, den Verhoeven selber angefertigt hatte und der die in dem Blatte gemeldeten wichtigsten Ereignisse illustrierte. 1621 gab er Karten als Beilagen, um die Leser in den Stand zu setzen, den Verlaufen der feindlichen Heere zu folgen, und 1622 erschien sogar ein Holzschnitt in dem Blatte. In Sicherheit gehabt es also dieser erste Zeitung nicht aus Versehen, indem ein ausgezeichnete Sonderart geflossen zu sein. Er hatte nicht nur in freunden Ländern Correspondenten, sondern sammelte auch selbst Nachrichten bei den in Antwerpen anwimmenden Freuden, so dass er auch als Expander des Sozialwissens gelten kann. Wie der Kritiker vom 26. Juli geht hervor, dass er in Antwerpen einen Correspondenten habe, und die vom 29. April enthalt einen Beitrag eines in Niederländisch studirenden Priesters.

Sicherlich wurde durch sein Unternehmen nicht trist, im Gegenteil. Nachdem er für 32 Jahre lang unter allerlei Schwierigkeiten über Wasser gehalten, wurde sein Haus durch das Gericht verkommt. Matt-

und Druckerei gingen an Willem Verduyen über. Verhoeven starb ganzlich verarmt. Sein Blatt bestand bis zum Jahre 1827, also 222 Jahre.

Von 1605—1609 waren die „Nieuwe Tijdingen“ das einzige Blatt in Europa, und erst in dem leicht genannten Jahre folgten seinem Beispiel in Deutschland Jan Carolus, in Holland Bruder Jansz mit seinem „Courantier“ (Zettungsmann), 1619 erschien in England die „Weekly News“, 1626 erhielt Spanien seine erste Zeitung und 1631 Frankreich in der „Gazette“ des Theophraste Renaudot. — gg.

**Der Sturz des Weltbaums.** Der größte Virtuose der Heidenmission, den die Kirchengeschichte aufzuweisen hat, ist unbestreitig der Frankenfürst Karl, genannt der Große; ist es ihm doch gelungen, die gesamte blonde Heidenschaft von Norddeutschland, die Stämme der Sachsen vom Rhein bis zur Elbe, für die Religion der Liebe zu gewinnen. Dieses Befreiungswunder vollzog sich allerdings durch so wenig liebvolle Mittel, daß es einem nicht recht in den Kopf will, wie Kaiser Karl eigentlich zu seinem Heiligenhein gelangt ist: der fromme Zweck müßte denn die gewaltsamsten Mittel heiligen. Man muß aber gleich hinzufügen, daß die Sachsenbefreiung selber wieder blos ein Mittel zu einem anderen Zweck war, nämlich zur Unterjochung und Zinsahmierung des freiheitsliebenden Volkes, das der Eroberungspolitik des Frankenfürsten den hartnäckigsten Widerstand entgegensezte. Karl scheint seine Missionäraufgabe zunächst recht leicht genommen zu haben. Bei seinem ersten Buge in's Sachsenland (772) begnügte er sich damit, die Nichtigkeit des heidnischen Glaubens an Wodan, Donar, Sagnot und die übrigen „Unholde“ durch die Zerstörung der Tempeläule zu demonstrieren, eines gewaltigen Baumes an der Diemel, der nach sassischen Glauben den das All tragenden Weltbaum vorstellte. Ahnliche Thaten früherer Missionare, die im Heiligen lass mit geistigen Waffen arbeiteten, hatten ihrer Predigt guten Erfolg verschafft. Bei Karl aber sahen die Sachsen beständig den freiheitsfeindlichen Verdacht des fremden Unterdrückers, und so predigten seine Missionare trüben Ehren, trost des Sturzes des Weltbaums. Nach zehn Jahren war denn auch Karl zu der Einsicht gelangt, daß die götzenidnerische Halskarrigkeit der Sachsen nur durch die allerseitigsten Gründe gebrochen werden würde. Das in dieser Hinsicht durch die Beschlüsse des Paderborner Reichstages von 782 geleistet wurde, ist kaum zu übertriften. Oder kann ein Argument schlagender sein, als das: wer nicht an Christum glaubt, dem wird der Kopf abgeschlagen? Das ist nämlich das Länge und Breite jenes Reichsgesetzes zur Bekämpfung der Sachsen. Da heißt es z. B.: „Wer nicht heimlich der Laike entzieht, der soll des Todes sterben.“ Das Gleiche gilt für Den, der sich aus Verachtung der christlichen Vorschriften erfreute, in der Fastenzeit Fleisch zu essen. Und so war auch, wer nach heidnischer Sitte einen Verstorbenen verbrennen ließ, ein tödeswürdiger Verbrecher. Beständig kehrt in der blutdürstigen Urkunde als Ausdruck christlicher Liebe der Restain wieder: „Der soll des Todes sterben“, bestellt blos durch die genaue Angabe der Todesart: „Der soll geköpft werden“. Das wären keine leeren Drohungen, sondern Karl war der rechte Mann dazu, um den Toten die blutige That folgen zu lassen. Hat er doch an einem einzigen Tage des nämlichen Jahres 782 in Berden an der Aa nicht weniger als 4500 schwangere Sachsen wegen Empörung gegen seine eigene Rasse und den göttlichen Glauben hingerichtet lassen. So kam es allmälig dahin, daß der Sturz des Weltbaums nicht eine leere Demonstration blieb, sondern den endgültigen Sieg Christi über die heidnischen Götter Deutschlands verhängnissichlich konnte. — le.

**Erdbeeren.** Als die kostlichsten unserer einheimischen Früchte gilt Bielen die Erdbeere. Noch vor einem Jahrzehnt war sie, wenngleich in den großen Gartensorten, ein seltenes, teureres Produkt, etwa ebenso wie der Spargel. Und doch ist die Kultur so einfach, der Ertrag so groß, daß sie in Kurzem vielleicht die billigste aller Obstfrüchte, billiger als Kirschen und Birnen werden wird. Es ist eigentlich ganz unverständlich, wiejo in den einfachen Bauern- und Arbeitergärten so selten Erdbeeren zu finden sind. Die Samme liegt wohl daran, daß man theils die richtige Zeit der Aulage nicht kennt, theils die Kultur für schwierig hält. Erdbeerbeete werden am besten im August angelegt. Man pflegt die Beete zu rigolen und stark zu düngen. Das ist sehr gut. Wer das ist der meisten Menschen zu unpraktisch. Die Beete für Sohl, Gurken, Kürbis, Kartoffeln, Sellerie müssen auch eigentlich zwei Spatenstiche tief umgegraben werden. Aber wer thut es außer dem Gärtner? Ebenso ist das Rigolen auch für die Erdbeeren nicht erforderlich. Man düngt die Beete so wie die der Gurken, gräbt um, pflanzt in 25 Zentimeter Entfernung nach allen Seiten je eine Erd-

beerpflanze, giebt sie an und gießt bei Trocken wiederholzt. Auf leichtem Boden ist keine Erdbeersorte besser als „Cartons Noble“, auf besserem „König Albert von Sachsen“ unübertrefflich. „Gartinspektor Koch“ hat einen noch besseren Geschmack an Cartons Noble und ist auch noch ziemlich anspruchlos. Die im August gepflanzten Erdbeeren tragen bereits im nächsten Jahre. Ja, sie brauchen nur in nächsten Jahre zu tragen. Will man, daß sie längere Zeit ertragfähig bleiben, so ist allerdings das Rigolen fast unbedingt erforderlich und die Reihenweite der Pflanzen muß alsdann eine größere sein. Ob den Hausgebrauch aber ist die einjährige Kultivierung deren Vortheile man erst seit wenigen Jahren kennt die praktischere. Man legt eben jedes Jahr neue Beete an, wie man das für andere Gartenpflanzen auch thut. Da die Erdbeeren reichlich Ausläufer erzeugen, so ist an Pflanzenmaterial kein Mangel. Die Kultur ist nicht größer, als bei der mehrjährigen Kultur, denn die Beete sind in den späteren Jahren sehr schwer in Ordnung zu halten, da die Ausläufer leicht ein unentwirrbares Polster bilden. Solche verwilderte Beete aber bringen sehr wenig Ertrag und es ist doch die Regel, daß in Gärten, die nicht von Geschäftsleuten besorgt werden, die Pflege immer zu wünschen übrig läßt. Für die Erdbeerkultur ist es wichtig, daß bei der ersten Anlage von Beeten gutes Pflanzenmaterial und eine wirtschaftlich lohnende Sorte verwendet wird. Später kann man dann die entstandenen Ausläufer pflanzen. Dabei ist aber zu beachten, daß man von einer Ranke nur die erste, der Mutterpflanze am nächsten stehende Blattrosette benutzt und an einer Pflanze überhaupt nur zwei bis vier Ranken sich entwickeln läßt. Diese Ausläufer erscheinen schon früh im Sommer. Es ist anzurathen, die Blattrosetten, wenn sie sich bewurzelt haben, auf ein schattiges Beet zu verpflanzen damit sie sich hier bis zum August zu kräftigeren Pflanzen entwickeln. Solche gut gepflegte Exemplare wachsen dann im August am Bestimmungsorte nicht nur besser an, sondern sie ergeben im nächsten Jahre auch eine bessere Ernte als unverpflanzte. Die Erdbeere liebt eigentlich einen bündigen Boden, aber gerade die berühmte „Cartons Noble“ nimmt mit leichtem vorlieb. Wer ein Erdbeerbeet ganz verschwämmt anlegt, also tief rigolt und die Pflanzen auf 40 Centimeter Abstand von einander für drei bis vier Jahre Ertragfähigkeit pflanzt, der wird meinen, durch fleißiges Beharren der Beete den Gewächsen einen Dienst zu thun. Allein eben, weil die Erdbeere bündigen Boden liebt, ist das Beharren ganz zu vermeiden. Gewöhnlich wird zu wenig gelassen, man kann aber auch aus Liebe zu einem wunderbaren Produkt der Natur des Gartens zu viel thun. — tg.

**Transportabler Brauseapparat mit Spiritusheizung.** Doch man mit sehr einfachen technischen Mitteln in der Lage ist, in der Nähe jeder Wasserleitung eine billige und sofort betriebsbereite Badeeinrichtung zu schaffen, ist nunmehr durch die Konstruktion zweimäßiger Brauseapparate mit Spiritusheizung ermöglicht worden. Ein derartiger Apparat besteht aus einem Blechzylinder, in dem eine lange, kupferne Heizschlange untergebracht ist, während der Untertheil durch eine Spiritusfeuerung ausgenutzt wird. Einen solchen Brauseapparat braucht man mit in der Nähe einer Wasserleitung an zwei Haken aufzuhängen; wenn man dann den Wasserleitungshahn mit Hülse eines Schlauches in Verbindung mit dem Stutzen der Kupferschlange bringt, so hat man die Dusch-einrichtung gebrauchsfertig. Das aus der Wasserleitung aufsteigende Wasser wird während des Passiren der Kupferschlange durch die Hitze der Spiritusfeuerung erwärmt und fließt dann aus dem an der vorderen Seite des Apparates angebrachten Duscharm ab. Unter die Brause stellt man nun ein Gefäß, tritt in dieses hinein und hat durch mehr oder minder weites Offnen des Hahnes der Wasserleitung die Möglichkeit, die Temperatur des Brausewassers beliebig zu reguliren. Es läßt sich nicht verfehlern, daß ein derartiger Brauseapparat mit Spiritusheizung in ungemein einfacher Weise die Einrichtung eines Duschbades ermöglicht, zumal keine unsichtbare Abzugsröhre für die Heizung erforderlich sind. In Häusern ohne Wasserleitung kann der Apparat unter Verwendung eines Wasserreservoirs ebenfalls zweimäßige Verwendung finden, und auch in den Fällen, wo man lieber statt des Spiritus Gas zur Feuerung benutzt, ist die Verwendung dieser Neuheit mit einer kleinen Abänderung durchführbar. — y.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Seite.